

## Halleluja

In der Fraglichkeit der Frage nach dem Glück und dem Unglück des Menschen vermischen sich somit Professionelles und Persönliches, begegnen einander verschiedenste Wissenschaften, Weltanschauungen, Kulturen und kulturelle Überbauten, und so auch die Wissenschaft der Sozialen Arbeit und die Philosophie, so unterschiedlich ihre Wege auch sein mögen. Ist die Disziplin der Sozialarbeit nicht nur, aber doch wesentlich daran orientiert, Menschen zu helfen, dass ihr Leben gelinge, so ist die Philosophie der in die Anfänge menschlicher Kultur reichende Versuch von Menschen, sich selbst zu verstehen, menschliches Leben in seiner Tiefendimension zu begreifen.

Suchen wir der Frage nach dem Glück nachzuhören, fragen wir „Was ist das eigentlich, das Glück?“, so melden sich zahlreiche weitere Fragen, etwa „Ist Glück im weitesten Sinn des Wortes machbar, das heißt können wir es durch eine gezielte Intervention herstellen?“ Oder reicht es vielleicht schon, Unglück zu beseitigen, um glücklich zu sein? Oder genügt es, sich glücklich zu fühlen? Bescheidener noch: Reicht es, wenn wir es schaffen, uns ein bisschen wohlzufühlen? Und nicht zuletzt: „Das“ Glück, ist das nicht überhaupt nur eine Hypostasierung eines Gefühls, ein „Seelenzustand“ unter vielen? Oder aber ist es umgekehrt: Ist vielleicht alles Sich-glücklich-Fühlen, alles Haben eines Glücksgefühls die Oberfläche einer Tiefenerfahrung, welche gegenwärtig aus vielerlei Gründen verschüttet, aber doch möglich ist?

Speziell auf letztere Frage zielen die folgenden Überlegungen ab und suchen in drei Gedankenschritten, jene Tiefendimension freizulegen, der sich auch noch der marktkonformste Glückskonsum im Grunde verdankt: Zunächst wird nach dem gegenwärtig vorherrschenden Verständnishorizont der Erfahrung von Glück gefragt. Dieser scheint mit Zufallsglück und mit Wohlfühlglück (vgl. zu dieser Unterscheidung auch ähnlich Schmidt 2007a und 2007b, vor allem die Seiten 407 ff.) umrissen zu sein. Anschließend wird versucht, den Ansatz einer möglichen Ideologiekritik aus dem Erfahrungskontext der Sozialen Arbeit zu entwickeln, um dann unser menschliches Glücklich-Sein zur Sprache zu bringen und nach der anthropologisch entscheidenden Tiefenerfahrung von Glück als der Voraussetzung auch des gegenwärtig vorherrschenden Verständnisses zu fragen. Anschließend wird der Gedankengang zur Praxis der Sozialen Arbeit zurückgeführt.

Vor fast einem Vierteljahrhundert nahmen zwei Revolutionen ihren Lauf. Die eine, der Zusammenbruch der kommunistischen Diktaturen Osteuropas, erfasste Menschen und Geschichte mit einer augenblicklichen Urgewalt, die allen, die sie unmittelbar miterlebten, noch heute ein Gänsehautgefühl vermittelt. Die andere, die „Erschaffung“ des World Wide Web durch Tim Berners-Lee im Jahr 1990, entfaltete ihre Wirkung etwas langsamer, aber umso nachhaltiger.

Inzwischen wird uns wohl allmählich klar, welche der beiden Revolutionen der Gegenwart die historisch bedeutsamere ist. Das Internet hat nicht nur unsere Weise, uns mit Informationen zu versorgen, uns zu zerstreuen und miteinander zu kommunizieren erneuert – es etablierte auch eine neue Generationenrechnung: Die aus den *Digital Natives* bestehende „Generation Internet“ grenzt sich mehr oder weniger nachdrücklich gegen ihre älteren Geschwister, Eltern und Großeltern ab, die bei aller Technik-Aufgeschlossenheit nicht über den Status der *Digital Immigrants* hinauskommen. Ein beliebtes geflügeltes Wort der *Digital Natives* beschreibt mit Blick auf das Internet das so genannte Baumhausprinzip: Wer zu alt ist, um ohne Hilfe reinzukommen, sollte uns darin auch keine Vorschriften machen.

Gegen diese digitale Neuauflage des Sozial-Darwinismus ist kein Kraut gewachsen. Das Baumhausprinzip blockt Bedenken gegen den Datenexhibitionismus auf Facebook ebenso wirksam ab wie Kritik am kommerziellen Datensammeleifer von Google & Co. oder Versuche, das Urheberrecht auch im Internet wirksam durchzusetzen. Und wer meint, mit rationalen Argumenten gegen die grenzenlose Internet-Freiheit dennoch punkten zu können, wird durch eine Nachricht aus Schweden nun endgültig schachmatt gesetzt: Die dortige Regierung hat Anfang Januar 2012 die „Kirche der Kopimisten“ formell als religiöse Gemeinschaft anerkannt. Der Gründer der neuen Kirche ist ein 19-Jähriger Philosophie-Student aus Uppsala, der zugleich der schwedischen Piratenpartei angehört. „Kopimist“ kommt von „copy me“. Die Befehle „Strg c“ und „Strg v“ für Kopieren und Einfügen sind für die Anhänger der Gruppe heilige Symbole. Halleluja!

Burkhard Wilke

wilke@dzi.de